

(Nachdruck verboten.)

29]

## Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Lenz mußte lange so gelegen haben. Die Sonne blühte schon zwischen den hohen Tannen hindurch.

Da ging die Thür unten. Rasch richtete er sich auf.

Lorenz trat aus der Hütte, Hacke und Schaufel auf dem Rücken. Er stieg die Böschung des Grabens hinunter.

Noch einmal erblickte Lenz das schon ergraute Haar, dann sah er nichts mehr. Das Herz schlug ihm gegen die Rippen. Unter seinen Füßen bewegte sich der Stamm.

Er stand vorsichtig auf, beugte sich vor. Das Knirschen einer Hacke auf dem Gestein, das Rascheln abrutschenden Kiesel war hörbar, und jetzt erblickte er einen Augenblick den Kopf des Achenbachers. Er sah gerade herauf auf die hängenden Baumstämme. Sein Anblick ließ einen Blutstrom aufsteigen in Lenz' Gehirn, es pochte und stimmerte in ihm, um ihn, und in seinen Füßen zuckte es.

Er bewegte sich unwillkürlich stärker, das Holzwerk regte sich, knirschte, plötzlich packte er den Stamm mit beiden Armen, und sich mit der Brust dagegen stemmend, drehte er ihn. Einen Augenblick leistete der Stamm Widerstand, dann schnellte er, Lenz selbst zurückschleudernd, in die Höhe. Ein Splintern und Krachen, Prasseln und Poltern erkönte! Wie riesige, drohend geschwungene Arme wirbelte es in der Luft. Nur einen Augenblick, dann löste sich der Wirrwarr, und ein gelber, glänzender Strom schoß hinab in die Tiefe mit schußartigem Knall.

Lenz lag am Boden; selbst halb betäubt, vernahm er doch mitten durch den Lärm einen gellenden Ruf. Doch klang er viel zu hell für einen Mann, außerdem kam er nicht aus dem Graben, sondern von der Hütte her.

Das Blut lief ihm über das Gesicht, ein Holzsplitter hatte ihn getroffen. Mühsam erhob er sich.

Da drangen Stimmen aus dem Graben herauf. Jede Vorsicht vergebend, trat er vor. Etwas Rotes blühte ihm entgegen, ganz unten, wo einzelne Stämme sich von neuem versangen hatten. Es war ein Weib!

Resl war's! Daneben kniete Flori, über etwas gebeugt — über — den Achenbacher! Kein Zweifel! Nur einen Augenblick stieg ein Triumphgefühl in ihm auf — dann fühlte er es wie einen Schlag im Genick.

„Mörder!“ schrie es in seinem Innern. Er wagte nicht mehr, die Lösung abzuwarten dort unten, ob er noch lebte, ob seine Schandthat wohl gelungen.

Tief gebückt, mit schlotternden Knien kroch er durch die Brombeerstände und floh in den Wald.

Unten kniete Flori vor dem schwer verwundeten Vater, welcher in seinem nervösen Ueberreifer das mit Flori beobachtete Hindernis im Graben hatte hinwegräumen wollen.

Lorenz hatte noch zur rechten Zeit das Knirschen des Holzes oben vernommen, außerdem warnte ihn herabrieselndes Geröll vor der nahenden Gefahr, doch es gelang ihm nicht mehr, die steile Böschung des Grabens rasch zu erklimmen. Ein seitwärts gestoßener Stamm traf ihn vor die Brust und schleuderte ihn herab.

Er atmete noch, die Augen standen weit offen und ruhten mit einem erstaunten Ausdruck auf Resl und Flori. Eine verstümmelte, blutige Hand lag auf der eingedrückten Brust, von welcher die Gewalt des Stoßes die Kleider gerissen.

Vor allem war Hilfe notwendig. Resl war unfähig, in das Dorf zu laufen. Mitten heraus aus einer Welt von Seltsamkeit vor das Grauen des Todes gestellt! Den Mann als Sterbenden vor sich, der ihr eben der Verkünder ihres Glückes gewesen! Dazu reichte ihre Kraft nicht aus.

Sie saß mit klappernden Zähnen, frierend auf einem Stamm, nicht einmal Thränen hatte sie.

Flori flog nur so den Berg hinab. Zu Hause war ja keine männliche Hilfe zu holen, so stürmte er zum Lehnerhof, als dem nächsten.

Urban war eben in der Tenne beschäftigt.

Mit zerzaustem Haar, keuchend, über und über mit Schlamm bedeckt, die Flügel entstellte, trat Flori vor ihn hin.

„Der Vater — im Schindlgrab'n — komm nur! Er — er stirbt ja —“ Der Atem verweigerte seinen Dienst.

„Erschöff'n?“

Urban rief das Wort ganz unwillkürlich.

„A was! Wer soll denn —? Die Bam — jan los word'n — Brust eindruckt. Komm, i bitt' Di, komm! Nimm an Lenz mit!“

„Der Lenz is net daham.“

„Net daham?“

Ein unklarer Verdacht leuchtete einen Augenblick auf in Floris Antlitz, dann erfaßte ihn wieder die Sorge für das Nötigste.

„Weiß die Mutter schon davon?“ fragte Urban, selbst fassungslös.

Flori schüttelte den Kopf. „Mach nur, d' Resl is allein bei ihm.“

„D' Resl!“ Urban zuckte zusammen. „Mein Gott, der arme Lorenz!“

Flori drängte. Urban war froh, daß er darüber die Botschaft an die Mutter vergaß, um keine Welt hätte er sie überbracht.

Er schlug sich gewaltig alle Gedanken aus dem Kopfe. Er brauchte vor allem Atem; so eilte Flori voran.

Lorenz' Haupt lag in Resls Schoß, als sie an der Unglücksstätte ankamen. Er lebte noch, hatte eben noch unverständliche Worte zu ihr gesprochen.

Urban durchschauerte es bei diesem Anblick. Wie oft hatte er ihn so vor sich liegen sehen mit heimlicher Schadenfreude, als das Opfer seiner Rache — den Mann Burgls!

Als aber der Achenbacher den Blick auf ihn richtete, matt seinen Namen lispelte, da war es aus mit seiner mühsamen Fassung. Er stürzte vor ihm auf die Knie und presste seine Hand in dumpfer Zerknirschung.

Ehe er die rasch aus Stangen gefertigte Tragbahre mit dem Todwunden aufnahm, warf er einen forschenden Blick hinauf, woher das Unglück gekommen war.

Resl eilte voraus.

„Die Achenbacherin trifft ja der Schlag, wenn s' net vorbereit' is,“ meinte sie.

Und sie hatte wohl daran gethan. Burgl sank fast zu Boden bei der Nachricht, welche Resl, so schonend wie möglich, aber in ihrem Neuzern schon alles verrätend, vortrug.

Sie hörte, auf einem Holzstoß vor dem Hause sitzend, mit geschlossenen Augen, die Hand auf dem Herzen, die verworrene Schilderung des Mädchens.

„Und wer bringt 'n?“

„Der Flori hat den Vater g'holt,“ erklärte Resl.

„Und der Lenz?“ setzte Burgl hinzu.

„Der war net z' Haus. Aber sie bringen 'n glei, den quat'n, liab'n Mann!“ Resl brach in lautes Schluchzen aus.

„Is er no net z' Haus, der Lenz?“ fragte Burgl, schwer atmend.

Resl verneinte.

Da kamen schon die Männer mit dem Sterbenden.

Es war Sonntag. Die Kunde hatte sich wie ein Lauffeuer im Dorfe verbreitet. Eine entsetzte, fragende, schwatzende, Gebete murmelnde Menge hatte sich versammelt.

Burgl trat in das Haus, sie wollte kein Schauspiel abgeben für das neugierige Volk.

Sie gab mit erstaunlicher Besonnenheit ihre Anweisungen, ordnete das Lager, auf welches der Verunglückte gelegt werden sollte, mit sicherer Hand. Erst als sie in dieses wachsgelbe Antlitz blickte, als die blutigen Lippen ihren Namen lispelten, verließ sie die Fassung. Ein bisher ganz fremdes Gefühl packte sie wie ein Sturmwind und warf sie nieder vor dem Sterbenden.

Doch die Blicke desselben ruhten nicht auf ihr, sie rollten unruhig umher, sichtlich fehlte ihm bereits die Kraft der Unterscheidung.

„Flori!“ Dies eine Wort bildete sich mühsam auf den zitternden Lippen, ein zweites lag nur noch in dem suchenden Blick, aber alle verstanden es, vor allen die, der er galt — Resl. Sie drängte sich mit dem Geliebten zum Lager.

Da erhob sich Burgl mit einer heftigen Bewegung und trat zurück.

Des Achenbachers Hand legte sich auf Resls Scheitel. Ein Lächeln huschte über das verfallene, ernste Antlitz.

Da ging die Thür auf. Der Großvater wankte hastig herein, einen Arm weit vorgestreckt, als wolle er den entfliehenden Sohn noch ergreifen.

„Lorenz! Lorenz!“  
Man wich ihm aus. Er trat bis vor das Lager. Dann blieb er stehen, auf seinen Stock gestützt, mit einer blöden, trauerlosen Neugierde den Sterbenden betrachtend.

„Widerruf's, Lorenz! Widerruf's! Hast 'n g'hört, den alt'n Herrgott?“ Er beugte sich immer mehr zu dem Sohn herab. „Widerruf den Frebel! Glei wirst vor ihm stehn.“

Keine Antwort. Das friedsame Lächeln, welches die harten Züge so feierlich machte, erstarrte auf den Lippen des Achenbachers. Die zitternde, sich hebende Brust sank zum letztenmale zurück. Die Majestät des Todes beugte jedes Knie. Das Wehen seiner dunklen Schwingen machte die Stimme der Schuld verstummen in Urbans und Burgls Herzen, wie die des Schmerzes auf den Rippen der Kinder.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Chawe Rubin.

Erzählung von Alexander Swientochowski.

(Fortsetzung.)

Ohne weiter auf das Geschrei der Kinder zu achten, packte Chawe den neben dem Fenster liegenden Stör, warf ihn über den Arm und lief zum Hause hinaus. Diesmal schlug sie den Weg ein, der aus der Stadt hinausführte.

„Bohin, Chawe?“ fragte eine alte Frau, die auf der Veranda eines kleinen Häuschens saß und strickte.

„Nach Pulawo, liebe, gnädige Frau“, sagte Chawe näherkommend und küßte der Alten die Hand.

„Einen Stör hast Du? Für wen?“

„Weiß ich für wen? Hier kann ich ihn nicht verkaufen, einen halben hab' ich noch zu Hause.“

„Wirst Du denn mit dem schweren Fisch bis nach Pulawo kommen?“

„Ach, gnädige Frau, ich halte mich kaum auf den Beinen. Ich hab' heut' noch nichts gegessen, ich weiß nicht einmal, ob ich den Kindern was werd' kochen können. Aber was soll ich thun? Fische halten sich nicht lange. Drei Störe hab' ich gekauft. Den einen hat die Frau Adjunktin genommen zu elf Groschen das Pfund, einen halben die Frau Kaffiererin zu zehn, den Rest hab' ich und lauf' nach Pulawo. Bis jetzt hab' ich nichts verdient, nicht einmal die drei Rubel hab' ich rausbekommen. Und wenn ich dies Geld von der gnädigen Frau verlier', kann ich mit den Kindern Erde kauen.“

Die alte Frau, der Chawe so aufrichtig ihr Geschick erzählte, war die Witwe des fürstlichen Gärtners aus Pulawo. Nachdem sie ihren Mann verloren hatte, wollte sie an einem Ort, der so viel traurige Erinnerungen für sie enthielt, nicht bleiben und zog nach Kazimierz. Hier lebte sie mit einer gebrechlichen, unverheirateten Tochter von ihren Ersparnissen und den Unterstützungen ihrer zahlreichen Familie. Sie hatte vor zwei Jahren jene drei Rubel hergegeben, denen Chawe all ihre Handelsoperationen verdankte und über deren Anantastbarkeit die Jüdin mit solchem Eifer wachte. Die glänzendsten Profite einer nahen Zukunft waren nichts gegen die Unruhe, die Chawe jedesmal empfand, wenn die zauberischen drei Rubel auch nur für einen Moment, auch nur zum Teil aus ihren Händen schwandten. Dann stieg eine unbeschreibliche Angst in ihr auf, sie sah sich an einem Abgrund, in den sie mit ihrer ganzen Familie stürzte. Dieser Furcht entsprang auch ihr leidenschaftlicher Wunsch, die Störe sofort zu verkaufen. Zu den drei Rubeln fehlten noch fünf Gulden.

Ein charakteristisches Merkmal in dem Verhältnis zwischen Chawe und der Großmutter Wloctowida war die vollkommene Aufrichtigkeit der Jüdin. Wenn sie auch alle Damen in der Stadt besog, hier sprach sie immer nur die reine Wahrheit.

„Wieviel hast Du gezahlt?“ fragte die Alte.

„Fünf Groschen das Pfund“, antwortete Chawe.

„Dann hast Du verdient.“

„Bei der Frau Adjunktin, denn die Kaffiererin hat mir kein Geld gegeben.“

„Am geh', meine Liebe. Ich weiß nicht, wer jetzt in Pulawo wohnt, aber es sind gewiß viel Herrschaften da.“

Chawe küßte der Alten noch einmal die Hand und lief weiter. Zwischen Kazimierz und Pulawo liegen zehn Werst und sie schleppte fünfzig Pfund. Leicht war das nicht und der Stör, der ihr über dem Arm hing, schien auch ob dieses kühnen Unternehmens wie skeptisch den Kopf zu schütteln. Nichtsdestoweniger, und trotzdem sie hungrig und erschöpft war, schritt sie rüstig weiter. Erst nach drei

Werst ruhte sie zum erstenmal aus und ein vorüberfahrender Gutsbesitzer ließ anhalten, als er die Frau mit dem Fisch sah.

„Was habt Ihr da?“ fragte er.

„Einen Stör“, antwortete Chawe, während ihr Herz ängstlich schlug.

„Oh, einen Stör“, sagte er verächtlich und fuhr weiter.

Sollte in Pulawo jeder so verächtlich den Kopf schütteln? Chawe sprang auf und ging weiter. Nach zwei Werst ruhte sie wieder aus. Während sie über ihr Mißgeschick grübelte, näherte sich ihr ein Fuhrwerk, auf dem neben dem Kutscher ein Jude saß. Ersterer war der Briefträger aus Kazimierz, ein verabschiedeter Soldat, der schon von der Kangel verlußt worden war und im Magistrat wegen Trunksucht mehr als einmal Gieße bekommen hatte. Jetzt fuhr er „mit der Post“ und hatte auf eigene Rechnung einen Passagier mitgenommen.

„Frael“, rief sie, „Frael, wart!“

„Was giebt's“, antwortete er, die Pferde anhaltend.

„Nimm mich mit nach Pulawo.“

„Göchstens, wenn Ihr Euren Fisch einspannt, denn mein Gaul zieht uns nicht alle.“

„Ist doch nicht weit — ein Kazensprung.“

„Dann springt.“

„Red' nicht, red' nicht.“

„Aber wo wollt Ihr Euch hinsehen. Auf Mosids Schoß?“

„Wird sich noch für mich Platz finden.“

Ohne die Erlaubnis abzuwarten, begann sie auf den Wagen zu klettern.

„Erst einen Gulden“, schrie Frael.

„Dummer Kerl, ich werd' Dir schon kein Unrecht thun.“

Sie fuhren weiter.

„Warum fährst Du heute mit der Post?“ fragte sie.

„Zendrzej's Kind ist gestorben“, antwortete Frael. Der Herr hat mich geschickt. Ein Teufel ist das und keine Arbeit.“

„Ist's besser, mit den Briefen in der Stadt herumgehen und in die Dörfer laufen.“

„Ich lauf' nicht. Mein Hund würde seine Stiesel zerreißen. Muß man einen Brief auf einen Gutshof bringen, so such' ich eine Fuhr'. Ist sie da — gut, ist sie nicht da, so wart' ich. Ein Papier ist keine Blume, es vertrocknet nicht.“

„Und wenn's eilig ist?“

„Mir ist's nicht eilig, außer wenn die Tasche leer ist.“

„Und es giebt viel Brief auf's Land?“

„Der Teufel zählt sie. Ich trag' ja nicht alle aus, nur die, wo's drauf steht, daß man sie mit einem Boten schicken soll und die die Herren sich mit einer Quittung bringen lassen, so rekommandierte oder wie's heißt.“

„Und man zahlt Dir gut für den Weg?“

„Blödsinn. Manchmal ein Paar Kopelen und manchmal Kascha<sup>1)</sup>. Ich hab' dem aus Uffcionz vorigen Sonntag gesagt, ich bin kein Sperling, daß er mir immer Kascha aufschüttet. In Polanowska sitzt ein guter Schlachzig<sup>2)</sup>. Gestern hat er mir einen Rubel für einen Brief hingeschmissen.“

„Einen Rubel“, rief Chawe erregt. „Ist ja keine Meile Weg.“

„Sechs Werst. Der Mensch hat ein Paar Gläser runtergegossen, der Postmeister hat geschrien. Ich auch, hat er gesagt, er wird mich fortjagen, der Hund. Na, die Post ist gleich dort, runter Juden.“

Chawe sprang ab.

„Gott bezahl's“, sagte sie.

„Was, Hundsfott, ich soll zu Deinem Gott um Bezahlung gehen, einen Gulden gib her.“

„Frael, bist Du toll. Einen Gulden für das Stüdel Weg.“

„Wenn Du nicht gleich zehn Kopelen herwirfst, schneid' ich mir ein Stüdel Fisch ab.“

Und er zog ein Messer heraus.

„Epikbube, was thust Du“, schrie die Jüdin verzweifelt, „da hast Du Räuber.“

Frael warf erst den Stör hinunter, expedierte dann Mosid und fuhr pfeifend weiter. Chawe schlug, mit ihrem Stör auf den Schultern, den gleichen Weg ein. Ihr erster Gang war ins Maryjeler-Institut, aber ihr Mißgeschick hockte schon auf der Schwelle. Denn die Wirtschaftlerin setzte ihr auseinander, daß sie Lebensmittel nur in größeren Partien kaufe, einige Störe hätte sie gern genommen, aber ein einziger habe keinen Wert für sie.

Als Chawe das Institut verließ, weinte sie. Und wenn sie überall dasselbe sagen, dachte sie, der Fisch kann nicht warten. Sie schleppte sich mit ihrem Stör über die Straße und hoffte, irgend jemand würde ihn ihr ablaufen. Man gaffte sie an, aber niemand sagte ihr ein Wort. Endlich blieb ein nicht mehr junger Herr vor ihr stehen.

„Für wen ist das“, fragte er.

„Zum Verkauf“, sagte Chawe.

„Fisch?“

„Erst gefangen!“

Der Herr besah den Stör genau.

„Wieviel wollt Ihr für den ganzen?“

„Fünf Rubel.“

„Werdet Ihr vier nehmen?“

<sup>1)</sup> Wuchweizengröße.

<sup>2)</sup> Edelmann.

Chawe unterdrückte ihre freudige Erregung.  
 „Ach, gnädiger Herr“, flehte sie, „das ist zu wenig. Er kostet mich selbst so viel.“  
 „Nehmt Ihr?“  
 „Wohin soll ich ihn tragen, gnädiger Herr?“  
 „In jenes Haus zu Doktor Prystkij. Dort wird man Euch zahlen.“  
 Er schrieb einige Wort auf einen Zettel, gab ihn ihr und ging weiter.

Wenn Chawe Lots Frau gewesen wäre und auf Pulaw ein Schwefelregen hätte niederfallen sollen, sie hätte den Verkauf nicht rascher erledigen und nicht rascher nach Hause laufen können. Es giebt Menschen, denen ein Paar Rubel Verdienst Flügel geben. Chawe lachte unterwegs laut, klatschte in die Hände und geberdete sich überhaupt so, als sollte sie aus Freude über ihre paar verdienten Rubel wahnsinnig werden. Aber der Körper hat seine Rechte, wenn eine augenblickliche Erregung sie auch zeitweise verstummen lassen kann. Die Jüdin hatte seit dem Morgen nichts als ein Paar kalte Kartoffeln vom vorigen Tag gegessen und es war gegen Abend. Von Hunger gequält, vom Laufen ermüdet, fühlte sie, als der erste Paroxysmus der Freude vorüber war, eine starke Ermattung in den Beinen. Sie schleppte sich noch bis zum nächsten Dorf und ging ins Wirtshaus. Am Tisch sah Frael mit einem unbelannten jungen Menschen, vor ihnen lagen die Postfächer, die sie zusammen durchsahen und dazu tranken sie Branntwein. Der Schankjude stand in der Nähe und betrachtete neugierig das fröhliche Gelage.

„Manche Menschen im Postdienst“, sagte der schon etwas angeheiterte Frael zu seinem Gefährten, „haben schon solch' ein Gefühl in den Fingern, daß sie gleich wissen, ob in einem Brief Geld ist.“  
 „In dem muß was sein“, antwortete der andre, „so ein dider, fetter, vielleicht werden wir ihn aus.“

„Nul“  
 Chawe, die in ihre eigenen Gedanken vertieft war, bemerkte die Scene kaum. Sie kaufte sich zwei flache Kuchen und setzte sich dann auf einen Holzstol vor dem Hause. Während sie noch aß, hörte sie das laute Lachen der beiden durch das offene Fenster und einmal sogar Frael's deutliche, aber unverständliche Drohung.

„Ich würd' ihr geben!“  
 Einen Augenblick später kam Frael betrunken aus dem Hause und kletterte mühsam und wankend auf sein Fuhrwerk.  
 „Ge, Jüdin, fährst mit“, fragte er.  
 „Nein“, antwortete Chawe.

Frael lachte, schlug mit der Peitsche nach ihren Schultern. Chawe schrie vor Schmerz auf, stieß ein Paar Schimpfworte aus und weinte ein Paar Augenblicke lang. Und da der Schmerz ihren Hunger vertrieben hatte, steckte sie den Rest des Brodens in ihre Tasche und machte sich wieder auf den Weg. Woran sie dachte, ist ziemlich schwer zu sagen. An den halben Stör zu Hause, an die beiden verlaufenen, an die Reisespesen, an die hungrigen Kinder, an ein Nachtmahl für sie, an die Post, an Frael, an seine Peitsche. . . Nur ihr Mann beschäftigte sie gar nicht. An ihrem Gesicht konnte man merken, daß ihr Geist fortwährend thätig war und die Lippen wiederholten die Ziffern einer Groschenrechnung.

Als die Dämmerung kam, erreichte Chawe das letzte Dorf vor Kazimierz. Sie ging am Straßenrand und plötzlich hörte sie in ihm ein lautes Schnarchen und sah in der Nähe ein Pferd mit umgeworfener Fuhre. Sie kombinierte, daß der betrunkene Frael auf diese Art den brieflichen Gedankenaustausch beschleunigte und eingedenk der Wirkung seiner Peitsche, begann sie dabonzulaufen.

Als sie in ihrem Hause Wirt sah, fühlte sie einen angenehmen Schauer über ihren Körper rieseln. Seit langer Zeit war sie nicht mehr mit so reichlichem Verdienst nach Hause gekommen und hatte an ein so reichliches Nachtmahl denken können. Namentlich freute sie sich, daß der zehn Monate alte Jock, den man den ganzen Tag wohl mit Kartoffeln beruhigt hatte, endlich eine seinem Alter entsprechende Nahrung bekommen sollte. Um keine Zeit zu verlieren, lief sie sofort auf den Marktplatz und kaufte Mehl, Butter für drei Groschen, einen halben Liter Milch und eine Feige. Schon aus der Ferne hörte sie das verzweifelte Weinen der Kinder.

„Nun still, still, meine Kleinen“, rief sie, in das Zimmer stürzend, wo in den Ecken zwei Kuben schluchzten und das Rädel bemüht war, den am lautesten schreienden Jock zu beruhigen.

Chawe küßte ihn und steckte ihm die Feige in den Mund, unter die drei übrigen verteilte sie den Rest des Brodens und beruhigte auf diese Weise das ganze Nest.

„Wo ist der Vater“, fragte sie die älteste Tochter.  
 „Er ist zu einer Trauung gegangen.“  
 „Hat er nichts gelodet?“  
 „Er hat nichts gegessen.“

Es dauerte keine Stunde und die rührige Chawe saß schon mit den Kindern bei einem seltenen, lederen Mahl: Klöße mit Kartoffeln und Butter, für Jock mit Milch. Den größten Luxus dieses Festessens bildeten die Klöße, denn das gewöhnliche Budget, das sich auf fünfzehn Groschen täglich belief, gestattete derartige Ausgaben nicht. Die gewöhnliche Nahrung der Familie Rubin bildeten Kartoffeln und Gerstengröße.

(Schluß folgt.)

y. Eine Ferienreise aus der guten, alten Zeit. Man kann sich heute im Zeitalter der Eisenbahnen und Ozeandampfer nur schwer eine Vorstellung davon machen, welchen Annehmlichkeiten noch vor ein paar Jahrhunderten Reisende selbst im Besitze einer wohlgepäckten Börse ausgesetzt waren. Heute kann einer, ohne daß ihm besondere Fährlichkeiten aufstiehen, den halben Erdball besafahren, in derselben Zeit, die man noch vor drei Jahrhunderten brauchte, um einen kleinen Teil der civilisirtesten Länder Europas unter Mühen und Gefahren zu durchqueren. Daß man in der guten alten Zeit nicht einmal ein besonderer Pechvogel zu sein brauchte, um auf einer nach heutigen Begriffen unbedeutenden Reise Abenteuer in Menge zu erleben, zeigen in kulturgeschichtlich sehr interessanter Weise die Memoiren eines Tirolers aus dem 16. Jahrhundert, dem Fortuna im allgemeinen recht hold gewesen ist. Lucas Geizkloster, nachmals Advokat des weltberühmten Augsburger Millionenhauses der Fugger, hat sich als junger Student, wie es dazumal der Brauch war, auf in- und ausländischen Universtitäten umhergetrieben. Anno 1574 — im berühmten Jahre der Bluthochzeit — verließ er vorsichtshalber Paris, wo er zu Zeiten der Wornacht gleich zahlreichem andern studierenden Landsleuten in Gefahr geschwebt hatte, und begab sich nach der Akademie von Dole in Burgund. Aber auch hier wurde ihm, als der Kezerei Verdächtigen, der Boden bald zu heiß, und er beschloß, heimwärts und dann nach dem berühmten italienischen Wissensquell Padua zu ziehen.

Das war nun leichter gesagt als gethan, fintemal es nicht nur, wie selbstverständlich, keinen fahrplanmäßigen Eisenbahnzug, sondern nicht einmal einen Postwagen gab, um nach Deutschland hineinzukutschieren. Geizkloster versah sich also mit einem munteren Rößlein und trabte eines schönen Tages im Monat Mai 1574 zum Thore von Dole hinaus. Die Mähre hatte einen erheblichen Fehler. Sie war nämlich gar zu munter und brachte so ihren Reiter schon am zweiten Reisetage in Ungelegenheiten, indem sie zu Besançon im Wirtshaus dem Hausknecht, der sie füttern wollte, einen ziemlichen Tritt versetzte. Geizkloster glaubte dafür nicht verantwortlich zu sein, weil er den Verletzten gewarnt hatte. Er ward aber eines andren belehrt, indem der Hausknecht sein Felleisen mit Beschlag belegen ließ. Geizkloster erlegte also ein Schmerzengeld, das höher war als der Kaufpreis des Gauls, und durfte dann erheblich erleichtert von dannen ziehen. Sein Gepäck sollte bald noch leichter werden. Er ritt nämlich diesen Tag gen Cherval am Doubs. Seine Hoffnung, in diesem burgundischen Städtchen zu nächtigen, ward zu Wasser. Er hatte sich etwas verspätet und kam erst nach Anbruch der Dunkelheit vor dem Thor von Cherval an. Das war aber nach allgemeinem Brauche der guten alten Zeit bereits für männiglich verschlossen. Der müde Reisende mußte sich also nolens volens weiterertollen. Ungefähr eine halbe Meile weiter entdeckte er mit Freuden eine einsame Mühle und fand hier Nachtlager auf einem Strohsack in einer Kammer, worin außerdem noch der Müller und sein Weib, die Knechte und Mägde schliefen. Seligen Träumen ward er noch in finsterner Nacht unsanft entrisfen. Er erwachte nämlich auf einmal zu der angenehmen Thatsache, daß die ganze Schlafumpanei von ihrem Lager verschwunden war. Außerdem erblickte er beim Schein von Bindelschaltern an der Kammerthüre die Knechte, an seinem Lager den Müller mit einer Hellebarde. Hier war weiter kein Mißverständnis möglich, und so vernahm Geizkloster ohne besondere Ueberraschung die liebenswürdige Anrede: „Du siehest, daß du in unserer gewalt und dighors gar ein fremder gefest bist, und wir könnten dir das leben in dieser einöde nehmen, daß niemand erfahren würde, wo du hinwommest; wir wollen aber deiner verschonen und uns mit geld abweisen lassen.“ Der gute Lucas legte also seine ganze Barchaft — 35 Pistolen — auf den Tisch des Hauses nieder. Dann brachte ihm die Müllerin gastfreundlich einen Eierkuchen zum Frühstück, und Geizkloster bedankte sich höflich. Der Müller zeigte gleichfalls, daß er Lebensart besaß und gab seinem Gast durch einen langen und finsternen Wald, den er für „gar unsicher“ erklärte, das Geleit bis zum ortenburgischen Städtchen Lille. Hier trennten sie sich, nachdem Geizkloster noch sein kräftiges Rößlein gegen die magere Mähre des Müllers hatte austauschen müssen — dieser hatte aber die Gewogenheit, noch vier Kronen von dem abgenötigten Geld in den Handel zu geben, so daß Geizkloster wenigstens abends in Mimpelgard (Montbéliard) einkehren konnte. Man denkt, dann erstattete er Strafanzeige gegen den gastfreundlichen Müller. Das ließ er aber wohlweislich unterweg, weil er kein zeugen fürstellen konnte und daselbst in solchen malefizischen ein seltsam recht war, wo einer bald in noch größere gefahr und unkosten geführt wird.

Nächsten Tags langte er, nachdem ihm der nothgedrungene Versuch, ein brüdenloses Gewässer zu durchqueren, ums Haar den Tod des Ertrinkens zugezogen hätte, am Wend in Florimont, oder Blandberg, einem Städtchen zwischen Montbéliard und Basel, an. Hier mußte er dem Wirtshaus den Rücken kehren, weil sich eine Bande Landsknechte darin einquartiert hatte, gewaltig zechte und einen „gefährlichen schlaghandel erwedete“. Er fand aber bei einem Bürger Zuflucht und gelangte am andern Tage ohne Fährlichkeit nach Basel. Hier lehrte er in einem „fürnemem wirtshaus“ ein. Die Sitten in diesem Baseler Gasthof waren aber durchaus nicht „fürnem“; Geizkloster belam davon eine spähige Probe. Es war in Basel gerade großer Jahrmart, und zahlreiche Schweizer hielten Käse feil. Von diesen Käsehändlern wohnte eine

ganze Anzahl in dem „fürnem“ Gasthof, wo Geizlofer ein-  
gekehrt war. Bei Tisch lobten und probten sie untereinander  
ihre Käse. Geizlofer sollte auch ein Stück versuchen. Er entschuldigte  
sich aber damit, er esse keinen Käse, was ihm sehr übelgenommen  
wurde. Als er das merkte, beehrte er zu Bett zu gehen. Der  
Kellner führte ihn in eine lange Kammer mit „gar viel bettstatten“  
und wies ihm die feine an. Seine Ruhe währte aber nicht lange.  
Denn nach einer Stunde stürmten die Schweizerkäsehändler „voll von  
dem langen schlaftrund“ in die Kammer, werten Geizlofer auf,  
ließen ein gewaltiges Stück Käse und eine mächtige Kanne, die zwei  
Maß Wein hielt, hereinbringen und sagten: „Ey du junges maul,  
du mußt lernen kās essen und bringe uns diese handel mit wein  
aus.“ Da half kein Sträuben. Er mußte den Käse herunterwürgen  
und sich den ganzen Wein einpumpen. Das Erscheinen des Birtes,  
der ihn in einer andern Kammer unterbrachte, entzog ihn  
schließlich den weiteren Possen der besoffenen Händler. Der Spaß  
befam Geizlofer sehr übel: halbrot „vom großen trund und käsefen“  
schleppte er sich mit Mühe über Colmar und Schlettstadt nach  
Straßburg und versiel hier in eine gefährliche Krankheit, an der  
freilich nicht nur der Baseler Unfug, sondern auch die Pariser Er-  
mürungen und die übrigen Reiseerlebnisse schuld waren.

Hier wollen wir den jungen Geizlofer verlassen, obwohl seine  
Abenteuer noch bei weitem nicht zu Ende sind. Auf der Reise durch  
die Alpen nach und von Italien und im klassischen Lande selbst zu  
Padua und anderswo passierten ihm noch soviel und mehr fährlich-  
keiten, als heute manchem Reisenden in einem ganz uncivilisierten Lande.

— Das Teigigwerden der Birnen. Der „Leipziger Zeitung“  
wird geschrieben: Herbst- und Winterobst wird meistens geerntet,  
wenn der Stengel sich leicht von den Zweigen ablösen läßt. Oft-  
mals tritt dieses Stadium aber zu spät in der Jahreszeit ein, so  
daß das Pflücken schon vorher vorgenommen werden muß. Ein  
allzulanges Hängenlassen, wie es namentlich bei spätreifen Birnen,  
die noch sehr saftigen, oft notwendig erscheint, ist nicht  
anzuraten, weil sich dann die Fruchtsäure und der Frucht-  
zucker zum Teil in Stärkemehl, zum Teil in Holzfasern  
umwandelt, wodurch der Wert der Früchte ungemein herabgemindert  
wird. Oftmals wird man, wenn man das Erkennungszeichen der  
Reife anwendet, zu dem Schlusse kommen, daß sich die verschiedenen  
Früchte an einem Baume oft verschieden verhalten, es ist dann eine  
mehrmalige Ernte vorzunehmen. Besonders an der Südseite und  
auf dem Baume wird man die Früchte meistens eher ernten müssen,  
als an der Nordseite und innen. Die Färbung der Samen bietet  
keinen sicheren Anhalt, kann aber als Erkennungszeichen der Reife  
mit in Betracht gezogen werden, wobei jedoch eine genaue Kenntnis  
des Verhaltens der verschiedenen Sorten nötig ist. Einige wertvolle  
Birnenforten haben die Reigung, leicht teigig zu werden. Besonders  
sind es Birnen, die ihre Lagerreise im November haben. Der Uebel-  
stand tritt fast nur nach trübem, feuchten Herbst ein. Bei  
warmem, trockenem Wetter im September kommt es weniger vor.  
Auch hier verwandelt sich der Zucker in Stärke, wenn zu wenig  
Wasser und Kohlensäure durch Sonne und Wärme ausgeschieden  
wird. Das Fleisch wird locker und morsch, infolgedessen in eine  
breiige Masse verwandelt, die bald in Fäulnis übergeht. Wert  
man, daß die ersten Früchte anstatt saftig teigig werden, so werden  
alle Früchte sofort in Körbe gefüllt und in ein geheiztes Zimmer  
gestellt. Nach 5 bis 8 Tagen sind die Birnen schön weich und saftig.  
Durch die erhöhte Wärme von 16 bis 20 Grad verwandelt sich die  
Stärke wieder in Zucker und die Früchte erhalten ihren wahren Wert  
und Geschmack wieder. —

### Astronomisches.

io. Die Temperaturen der Sterne. Professor Kayser  
hat in den „Astronomischen Nachrichten“ kürzlich auf ein Verfahren  
zur Abschätzung von Sternentemperaturen hingewiesen, das auf einer  
1876 von dem berühmten jüngst verstorbenen Physiker Stokes ge-  
äußerten Idee basiert. Es ist festgestellt worden, daß bei einem  
glühenden festen Körper mit der Temperatur das Verhältnis der  
stärker brechbaren Strahlen wächst, und Stokes sprach die Vermutung  
aus, daß sich eine Linie im Spektrum ähnlich verhalten könnte, so  
daß bei verschiedenen Temperaturen auch verschiedene Linien des  
Spektrums die stärkste Ausbildung zeigen dürften. Professor Kayser  
ist nun zu der Ansicht gelangt, daß diese Vermutung vielleicht nicht  
für das ganze Spektrum richtig ist, aber doch für die Linien  
einer bestimmten Reihe zutreffen, z. B. für die des Wasser-  
stoffs oder die des Helium. Unter dieser Voraussetzung hat er in  
den letzten Monaten vorläufige Untersuchungen angestellt, um solche  
Veränderungen in dem Spektrum des Wasserstoffs, des Helium und  
des Lithium zu entdecken. In der That hat er Anzeichen dafür  
erhalten, daß die Energie der kürzeren Lichtwellen, die also den  
gelben, orangenen und roten Lichtstrahlen entsprechen, mit der  
Temperatur verhältnismäßig zunimmt, unter der Annahme, daß die  
Temperatur in den benutzten Geißlerschen Röhren mit zunehmender  
Stromstärke steigt. Kayser hält es für möglich, daß weitere Versuche  
im Laboratorium zusammen mit photometrischen oder photographischen  
Schätzungen der Deutlichkeit der Linien im Sternspektrum zu einer  
ziemlich genauen Kenntnis der Temperaturen einiger Sterne führen  
können. Dadurch würde für die Himmelskunde ein außerordentlich  
großer Fortschritt erreicht sein, auch wenn die Temperaturen der  
Fixsterne nur auf 1—2000 Grad zuverlässig ermittelt werden  
können. —

### Technisches.

ld. Ueber die längste Straßenbrücke Berlins, die  
Oberbaum-Brücke, bringt das vom Magistrat herausgegebene Werk  
„Die Straßenbrücken der Stadt Berlin“ folgende Angaben: Die  
Breiten-Abmessungen der Brücke sind reichlich groß gewählt worden.  
Der Fahrbaum ist 14,35 Meter, der westliche Bürgersteig 5,40 Meter,  
der östliche 5,10 Meter zwischen den Hochbahnseilen und  
8,15 Meter zwischen der Gewölbefläche und der Bordante breit,  
so daß die Gesamtbreite zwischen den Brückensternen  
27,90 Meter beträgt. Die Brücke, welche an Länge alle  
andern Straßenbrücken Berlins übertrifft, überschreitet die hier etwa  
150 Meter breite Spree mit sieben aus Klüffeln hergestellten  
Gewölben, von denen das mittlere 22,0 Meter Lichtweite, die sich  
zu beiden Seiten anschließenden je 19,0 Meter, 18,0 Meter und 7,5  
Meter Lichtweite haben, so daß im ganzen eine Durchflußweite von  
107,0 Meter vorhanden ist. Unter dem Scheitel der Mittelloffnung  
mißt die lichte Durchfahrtsöhe 4,0 Meter über dem höchsten Wasser-  
stande. Das Längengefälle der Brückenbahn beträgt vom Scheitel  
aus beiderseitig 1 : 50; die Scheitel der Seitenöffnungen sind diesem  
Steigungsverhältnisse entsprechend angeordnet, während die Kämpfer,  
ausgenommen die beiden Endöffnungen, in gleicher Höhe sich be-  
finden. Hiernach ist der Abstand zwischen den Scheiteln und dem  
Hochwasserspiegel bei den der Mittelloffnung zunächst ge-  
legenen beiden Seitenöffnungen noch 3,43 Meter. Die Fluß-  
pfeiler haben, um sie der gewählten Bauweise gut anzu-  
passen, eine größere Stärke erhalten, als es aus statischen Gründen  
nötig gewesen wäre. Auch bei der Anordnung der Pfeilerstellung  
für die Hochbahn sind hauptsächlich noch architektonische Rücksichten  
bestimmend gewesen. Zwischen den Pfeilern sind — als Abschluß  
des durch sie gebildeten Hallenganges gegen das Hochbahn-  
Planum Kreuzgewölbe eingespannt, deren Mäulen mit Bims-  
beton abgeglichen und mit Kupferblech abgedeckt ist. Darüber  
sind eiserne Querträger gelagert, auf denen die Geleise der  
Hochbahn ruhen. Die Entwässerung, der die Geleise aufnehmenden  
Plattform erfolgt durch Abfallrohre nach zwei im Pfeilmauerwerke  
ausgesparten Brunnen am oberen Ende der Flußpfeiler. Dahin  
ist auch die Abwässerung der unter den Bürgersteigen mit Tuffolith  
und unter dem Fahrbaum mit Asphaltplattplatten abgedeckten  
Mäulenflächen der großen Brückengewölbe geleitet. Von dem Brunnen-  
schachte aus fließt das Wasser durch einen an der Spitze des Vor-  
kopfes angebrachten Wasserspeier aus Granit unmittelbar in den  
Fluß ab. —

### Humoristisches.

— Decadence. „Ja, lieber Freund, man wird alt. Siehste,  
früher da hab' ich von jeder Studienreise dreierlei mitgebracht:  
schöne Erinnerungen, Skizzen und Wanzen. Später sind die schönen  
Erinnerungen ausgeblieben; und heute bring' ich bloß noch die  
Wanzen mit.“ —

— Ganz einfach. Professor: „Was würden Sie  
thun, wenn Sie, wie im vorliegenden Falle, den Zustand des  
Patienten verschlimmert sähen?“

Kandidat (schnell): „Ach, auch den Kopf schüttele,  
Herr Professor!“ — (,„Lustige Blätter.“)

### Notizen.

— Arthur Schnitzler hat ein neues Schauspiel vollendet;  
das Stück wird im Anfang dieser Saison im Deutschen  
Theater in Scene gehen. —

— Die Erstaufführung von Björnsons „Geographie  
und Liebe“ im Berliner Theater ist auf Dienstag ver-  
schoben worden. —

— Karl Bleibtreus Drama „Der Heilskönig“  
wird im Posener Stadt-Theater erstmalig aufgeführt  
werden. —

— „Das Goldstück“, ein sechsactiges Drama von Guido  
Liszt, erlebt noch in diesem Monat im Theater an der Wien  
die Erstaufführung. —

g. Der Erdgeruch. Clarke Huttall hat herausgefunden, daß  
der eigentümliche Geruch, den frisch aufgewühlte oder feuchte Erde  
aufweist, von Bakterien herrührt, die in dichten Kolonien in der Erde  
liegen. Es ist dies die Cladothrix odorifera, die einzeln farblos  
erscheint, in großen Haufen aber als milchweiße Klümpchen wirkt.  
Sie können lange Trockenheit ertragen, stellen zwar während der  
Trockenheit alle Lebensfunktionen ein, werden aber bei der geringsten  
Feuchtigkeit sofort wieder völlig aktiv. Das von ihnen  
ausgeschiedene, dufende Sekret verdunstet sofort mit dem Wasser,  
daher ist der Geruch am stärksten nach dem Regen und beim Um-  
graben der Erde, da die unteren Erdschichten naturgemäß mehr  
Feuchtigkeit bewahren. —

e. Die Geschwindigkeit des Klavierspielers.  
Die französische Zeitschrift „Le Monde artiste“ macht sich das Ver-  
gnügen, eine Statistik aufzustellen über die Anzahl von Notenzeichen,  
die das Auge des Klavierspielers wahrnehmen muß, und über die  
Zahl der Bewegungen, die seine Finger ausführen müssen, wenn er  
eine Minute lang spielt. Danach muß der Klavierspieler in  
einer Minute 1500 Zeichen wahrnehmen und 2000 Bewegungen aus-  
führen. —